Knall, dann ein Geklirr wie von zersplitterndem Glas. Wir hörten, wie Frau Römer im Schrecken über das Getöse einen Schrei ausstieß. Als wir näher hinschauten, was es sei, fanden wir, daß das Bild der schönen Gustel von der Wand gefallen war. Wir schritten daran vorüber in das Schlafzimmer des Kindes. Die Kissen waren noch unberührt. Wir blickten in alle Ecken und Winkel, es war nichts zu finden.

„Es ist eigentümlich", sagte Herr Römer, „in diesem Bettchen ist der kleine Liebetraut gestorben."

Dann begaben wir uns in die Eßstube zurück. In dem Flur mußten wir wieder an dem herabgefallenen Bilde vorbei; ein paar Glassplitter knirschten unter unseren Sohlen. Herr Römer nahm das Bild mit in die Stube und lehnte es dort an die Wand. Der kleine Fritz war unterdessen auf dem Schoß seiner Mutter ein wenig ruhiger geworden.

„Es ist nichts da", sagte Herr Römer mit einem Lächeln. „Mein Fritz hat mit offenen Augen einen Traum gesehen."

Dann küßte er das Kind. Fritz aber schüttelte energisch den Kopf. „Ich habe es gesehen", sagte er, wobei er auch blieb.

Die Mutter nahm den eingeschüchterten Knaben mit in das Schlafgemach der Eltern und brachte ihn dort zu Bett.

Herr Römer und ich begaben uns in das Arbeitszimmer und fingen an, über das Geschehene zu diskutieren. Vor uns auf einem Stuhl lehnte das Bild der schönen Gustel mit den großen Schmerzensaugen. Nach einer Weile hörten wir draußen dicht vor dem Hause den Nachtwächter die Stunde rufen. Kurz darauf klopfte es an den geschlossenen Fensterladen. Herr Römer erhob sich, trat an das Fenster, öffnete es und fragte:

„Wer ist da?"

„Ich bin's, Krischan . . ." ertönte es draußen.

„Es ist der Nachtwächter", erklärte mir Herr Römer. Dann öffnete er eine Luke in dem Holzladen. Von draußen kam es: „Wissen Sie schon das Neueste, Herr?"

„Was ist denn los, Krischan?"

„Unser Iraf is dot."

„Der Graf?"

„Ja. Der Deubel hat ihn geholt. In seiner letzten Stunde hat er bloß noch von seiner toten Liebsten phantasiert, die hier bei Ihnen jewohnt hat, und von dem kleinen Liebetraut. Jott sei ihren Seelen jnädig! Gu'n Nacht, Herr."

„Gu'n Nacht, Krischan."

Begegnung zwischen den Linien

Skizze von Karl Emde-Wiesbaden

Stein und Napoleon sind sich einmal in ihrem Leben begegnet. Allerdings hat weder der Reichsfreiherr den kleinen Korporal noch der Imperator den nassauischen Standesherrn erkannt.

Das geschah in jenen ungewissen Wochen, da der Friede von Tilsit noch nicht geschlossen und die Grenze zwischen den beiden Heeren durch den Schneesturm und durch den Wind von der Ostsee her recht verweht war. Stein begab sich allein mit einem Handpferd nach Königsberg. Landsleute, die unter dem welschen das N in den Klauen haltenden Adler standen, hatten den Reichsfreiherrn, ihn auf nassauisch fluchen hörend, nicht nur durchgelassen, sondern ihm sogar, und das in begeisterter Partikularität, den Weg gewiesen. So preschte er, als die Dämmerung in die Nacht glitt, auf ein einsames Gehöft zu. Sein Pferd scheute. Er griff ihm ein wenig zu scharf in die Zügel; da wieherte es, sich steil bäumend, und es war, als schmettere eine preußische Trompete das Signal zum Avancieren.

Im Erdgeschoß öffnete sich ärgerlich ein Fenster, und jemand rief in nicht ganz reinem Französisch: „Wer da?" Die Stimme war ungeachtet ihrer tiefen und mächtig die Winterluft füllenden Gewalt nicht ganz von Angst frei. Stein nannte die Parole, die ihm seine braven Landsleute nicht nur genannt, sondern sogar aufgeschrieben hatten.

Das gefällte Bajonett, das seine blinkende Schärfe vor die verschneite Treppe gehalten hatte, schwand ins Dunkel zurück. In drei Sprüngen hatte Stein die Treppe hinter sich gelassen und schüttelte im Gang mit einem Schwung die Pelerine von den Schultern, als wenn er hier zu Hause sei.

Während der Schnee noch in alle Winkel flog, fuhr die nächste Tür auf, und ein kleiner aber stämmiger Mensch ohne Rock und mit hastig übergeworfener offener Weste stand vor dem hochgewachsenen Graukopf, der sich warm schlug. Die Augen des kleinen Burschen in hirschledernen Hosen waren wie Gewehrmündungen vor den großen blauen des vom und zum Stein.

Beide waren allein. Draußen wechselten die Wachen. Der riesenhafte Eindringling hielt die Hände gefährlich schweigend in den Taschen; der ließ sich nicht an die Wand fegen. Daß er ein Preuße war und keiner vom Schlage der Hohenlohe oder Kalkreuth, dazu bedurfte es eigentlich keiner Frage.

Doch die Stille war dem kleinen Manne unerträglich; er senkte die Augen langsam und wider Willen vor ihr, und, die Hände zu Fäusten ballend, sagte er: „Bon soir." Der andere dankte mit einem tiefen Nicken des Kopfes, nein, eine Verbeugung konnte man das nicht nennen. Groß füllte der Schatten des Fremden den Flur an bis zur Tür. Drunten ging die Ablösung der Wache zu Ende. Ein Pferd wieherte.

Während der Stämmige unter Mittelgröße flugs bei sich erwog, ob er die Wache rufen oder ob er den Fremden bitten solle, in sein Zimmer einzutreten, war der, ohne weiter von dem unheimlichen Kerl unter der offenen Tür Notiz zu nehmen, die Hände in den Taschen weitergegangen.

„War das Ihr Gaul, der da eben wieherte?" traf ihn eine Stimme in den Rücken. Langsam drehte sich die schwere graue Gestalt auf den Absätzen und nickte, einem ärgerlichen Trübsinn verfallend, einmal, zweimal. — „Sind Sie Preuße?" griffen ihn blinkend aus dem Schwarz sich richtende Bajonette an. Ein Lächeln umspannte den Mund, der nun endlich sprechen würde, und zwei Schritt sprang Napoleon Bonaparte vor; trug er nicht wieder die Fahne von Arcole? „Sie sind also kein Preuße?" Ein Brecheisen her für diesen Mund! „Deutscher" — traf es ihn da wie ein klatschender Schlag. Der Korse taumelte, aber er fing sich mit einem Lächeln, das wie eine hurtig vorgeworfene Larve auf seinem Gesicht erglänzte. „Allemand!" klang es aus jeder Ecke. Deutschland ist sehr klein geworden, dachte Napoleon, und seine Brauen zogen sich ihm schmerzend hoch in die Stirn hinauf. Aber da spricht einer, als seien wir nie über den Rhein hinüber gekommen. Ein Gespenst war der Herr im grauen Frack nicht. Kein Abzeichen ließ einen Schluß auf seinen Stand zu. „Arretieren" oder „eine halbe Stunde mit ihm plaudern", das stritt sich in seinem Hirn, in dem es äußerst selten so etwas wie Streit gab.

Wieder wieherte es draußen durch die Nacht. Verdammter Klepper! dachte Napoleon. Aber ein heller Schein trat auf die Stirn des Reichsfreiherrn im gleichen Augenblick. „Ihr Pferd wartet", sagte die Stimme des Kaisers der Franzosen, und sie sprach deutsch: „Sie haben sich wohl in der Richtung geirrt." Ein böses Lächeln war die Antwort des anderen. Napoleon trat noch einen Schritt auf den steinern Dastehenden zu. „Es sind noch vier Kilometer bis Königsberg", zischte er ihn an. „Und nun reiten Sie, reiten Sie mit dem Teufel, Sie deutscher . . .!" Er verschluckte das letzte Wort vor dem Strahl dieser Augen, die wie ein blauer Quell aus dem unbewegten Schatten dieses vierkantigen Gesichts stäubten, Funken schlagend, als fiele eine Sonne überirdisch durch den Strom dieses Blickes.

Da hatten zwei Hände nacheinander gefaßt; erstaunt bemerkten es die beiden Männer erst, als sie, jeder vor seiner Tür stehend, wieder mit sich allein waren.

Die Wachen präsentierten vor dem hochgewachsenen Manne im grauen Zeug, der seinem Pferde den Hals tätschelte, es bestieg und gen Königsberg trabte, das er noch am selben Abend erreichte.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

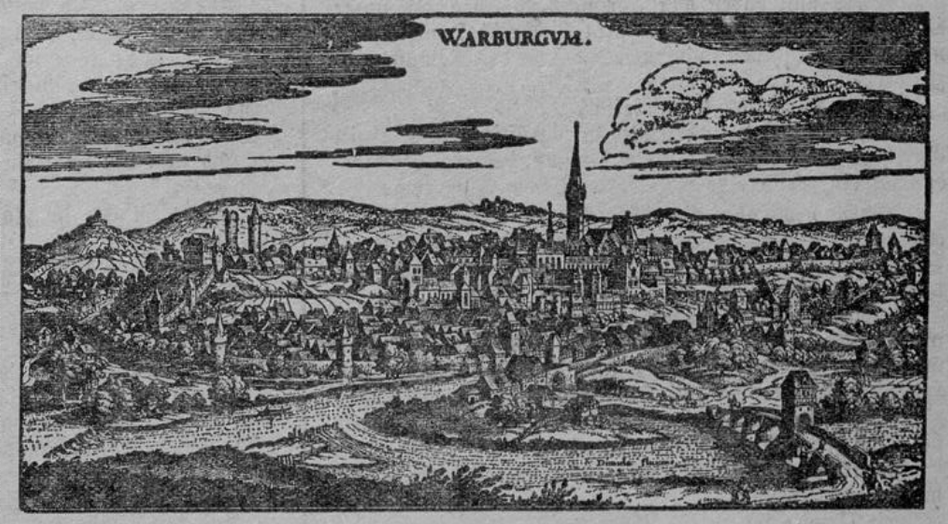
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 28 — 6. April 1932 — 6. Jahrgang



Von Ackermann, Stuttgart — Anny von Panhuys

15. Fortsetzung.

„Dem Himmel sei Dank, daß er raus ist; in seiner Gegenwart kann man kein vernünftiges Wort miteinander reden."

Noch lange saßen die Geschwister beisammen und berieten.

So ward zuletzt der Plan gefaßt, daß Greta bei der Geheimrätin, Lothar bei Franz Herbert mit der beabsichtigten Mission beginnen sollten. Für den nächsten Tag hatten sich die Rotbuchhofer zu Tisch angesagt; da wollte man den ersten Vorstoß wagen.

Greta wollte zuerst bei der Geheimrätin, die sie nun auch Tante Helene nennen durfte, den Anfang machen.

Die Rotbucher kamen sehr vergnügt. Auf Isabels Schulter saß Oro, der nicht daheim bleiben wollte.

Während man speiste, wurde Oro in ein Zimmer gesperrt, in dem er nicht allzuviel anrichten konnte, aber man hatte nicht darauf geachtet, daß ein Fenster ein wenig offen stand, und nun war Oro, der sich gelangweilt hatte, entwischt.

Endlich fand man ihn, er saß in einem Akazienbaum hinter dem Hauptgebäude des Gutes.

Isabel rief und lockte ihn. Oro aber dachte nicht daran, seine Freiheit aufzugeben.

Die Geheimrätin zuckte die Achseln.

„Diese im wahren Sinne des Wortes Affenkomödie kenne ich schon von Worms her, und auf dem Rotbuchhof setzt sie Sennor Oro auch öfters in Szene. Wenn Isabel seine Gegenwart nämlich sehr dringend wünscht, ruft sie ihn „Sennor Oro", und wenn sie genug geschmeichelt und gerufen hat, erbarmt er sich. Manchmal klettert sie ihm auch nach in die Bäume! Jedenfalls habe ich keine Lust, dem neckischen Spiel von Sennorita Isabel und Sennor Oro zuzuschauen."

„Dann mache doch in meinem Zimmer dein Verbannungsnickerchen, Tante Helene," schlug Greta vor, der jetzt die passende Gelegenheit gekommen schien, ihr Heil zu versuchen.

Helene Kornelius ließ sich nach dem Essen niemals lange bitten, sich ein wenig auszuruhen.

Isabel rief in den schmelzendsten Tönen: „Oro, querido Sennor Oro!" worauf ihr, von dem braunhaarigen Gesellen geschickt geworfen, ein kleiner Ast gegen den Kopf flog.

Franz Herbert und Lothar saßen auf einer nahen Bank und schauten zu, wie sich alles weiterentwickeln würde, indessen die Geheimrätin und Greta Arm in Arm den Schauplatz der Affenkomödie verließen.

In dem geräumigen Herrenhaus bewohnten Greta und ihr Mann vier Zimmer, wovon eines als Atelier für Martin Potter hergerichtet war.

Greta führte die Geheimrätin in ihr hübsches, gemütliches Wohrzimmer, in dem ein breites Liegesofa stand, und lud die Aeltere ein, es sich bequem zu machen.

„Der Sessel dort genügt mir zum Ausruhen, liebe Greta," gab Helene Kornelius zurück und nahm darin Platz.

Greta schob ihr noch ein weiches Kissen unter den Kopf.

„Höre, Tante Helene: wird euch Isabel, wenn sie erst Lothars Frau ist, nicht sehr fehlen?"

„Natürlich, Greta, natürlich, aber man muß sich fügen."

Greta kam flüchtig nach.

„Es ist eigentlich sehr schade, daß Isabel keine Schwester hat, die nun an ihrer Stelle bei euch leben könnte."

Helene Kornelius lächelte.

„Da würde ich dann um meines Bruders willen schon lieber wünschen, er hätte einen Sohn."

Greta wiegte leicht den Kopf hin und her.

„Eigentlich kann doch ein Mädel nichts dafür, wenn sie kein Bub ist!"

Helene Kornelius dachte flüchtig über den Ausspruch nach, fand aber keinen Sinn dahinter.

Sie erwiderte freundlich: „Der Klosterhof ist ja so schnell vom Rotbuchhof zu erreichen, daß mein Bruder und ich unsere Isabel häufig sehen können."

„Aber ich meine doch, es wäre besser, wenn Isabel noch eine Schwester hätte, gerade jetzt wäre das gut," beharrte Greta.

Die Geheimrätin nickte.

„Du hast recht, Greta, aber Isabel hat doch leider keine."

Greta Potter fand es häßlich von der Geheimrätin, das Bestehen Alices so glatt zu verschweigen.

Sie sagte, langsam sich vorwärtstastend: „Ich denke mir, wenn Isabel eine Schwester hätte und diese Schwester wäre auch verheiratet, dann müßte sie einen einfachen, schlichten Mann haben, der sehr glücklich wäre, sich unter Onkel Herberts Leitung auf dem Rotbuchhof nützlich zu machen, sich zu bilden und später der Erbe des Rotbuchhofes zu werden."

Helene Kornelius lachte belustigt.

„Vorläufig ist mein Bruder noch kräftig genug, allein Gutsherr zu spielen, und später — nun, da wird der Rotbuchhof einfach so eine Art Vorwerk vom Klosterhof."

„Warum soll aber ein Mensch alles haben und der andere nichts? Angenommen, der einen Schwester ginge es schon elend genug, weshalb sollte dann Isabel so reich bedacht werden?"

Helene Kornelius machte ganz runde Augen. Was war nur mit Greta Potter los, was redete sie denn fortwährend von einer Schwester Isabels und verteilte sogar schon Herberts Erbe an sie? — Hmm! Gretas Wangen waren ziemlich gerötet, und wenn sie sich recht erinnerte, hatte sie bei Tisch ziemlich viel Wein getrunken.

Natürlich! Daß sie das nicht gleich bemerkt hatte! Greta hatte einen Schwips!

Sie lächelte ihr zu.

„Lege dich ein bißchen hin, Greta, schlafen schadet keinem etwas."

Greta fühlte sich ärgerlich, daß sie bis jetzt noch gar nichts erreicht hatte.

Sie setzte ihr freundliches Gesicht auf.

„Ich bin nicht ein bißchen müde," versicherte sie und suchte krampfhaft nach einem Wort, das sie endlich ans Ziel bringen konnte.

„Manchmal meine ich, Isabel sehnt sich nach einer Gefährtin, einer Freundin", begann sie vorsichtig.

„Sie hat d i c h ja jetzt, Greta, und wenn sie Verlangen nach Freundinnen hat, so gibt es ja Mädels genug hier im Kreise. Im übrigen macht sich Isabel gar nichts aus Freundinnen, wie ich genau weiß."

„Weil ihr die Schwester fehlt," hielt ihr Greta entgegen. „Isabel ist ein Mensch, der nicht glücklich und froh sein kann ohne Schwester. Sie leidet sehr darunter, die einzige Tochter zu sein."

Helene Kornelius machte ein immer verblüfftes Gesicht.

„Ja, um des Himmels willen, Greta, der Fall ist dann ziemlich hoffnungslos, da ich nicht glaube, daß Isabel noch eine Schwester bekommt."

Diese Greta, diese Greta! Forderte sie nicht in ihrem Schwips geradezu eine Schwester für Isabel von ihr?!

„E i n e solche Wildkatze, wie Isabel, ist genug," scherzte sie.

Greta war Feuer und Flamme für ihre Mission. Sie begriff nicht, wie die Geheimrätin jetzt zu lächeln vermochte.

Ihr selbst war bitterernst zumute.

„Tante Helene, Geschwisterliebe ist etwas Heiliges, und es ist Sünde, Isabel die Schwester entbehren zu lassen. Du bist eine Frau, du solltest das mitfühlen und Onkel Herberts Herz rühren. Du mußt mich verstehen."

Sie schluchzte fast.

Helene Kornelius dachte erschreckt: „Das ist ja kein Schwips mehr, Greta hat einen Mordsrausch, sonst würde sie doch Ruhe geben mit der Bitte um eine Schwester für Isabel!"

Sie überlegte. Mit Betrunkenen war es doch wie mit Verrückten: damit sie kein Unheil anrichten können, sollte man ihnen nicht widersprechen. Wenn Greta wieder nüchtern sein würde, hatte sie sicher keine Ahnung mehr davon, was für Blech sie geschwatzt hatte.

So sagte sie freundlich: „Natürlich verstehe ich dich, Greta! Aber ich bin sehr müde und jetzt nicht mehr imstande, das Thema zu erörtern. Wenn wir uns wiedersehen, wollen wir davon reden. Ich denke inzwischen über alles nach."

In Gretas Augen leuchtete es auf.

„Glaubst du, daß die Hoffnung besteht, daß Onkel Herbert alles vergeben und vergessen wird, Tante Helene?"

Die Geheimrätin machte noch rundere Augen.

Lieber Himmel, was war das nun wieder für eine fixe Idee! Was sollte ihr Bruder denn vergeben und vergessen? Aber nur nichts fragen! Wer weiß, was Greta dann für ein Ansinnen stellte!

Sie nickte. „Mein Bruder vergibt und vergißt bestimmt — und nun laß mich ein bißchen ruhen, ich bin wirklich sehr müde!"

Greta umfaßte sie plötzlich und riß sie beinahe vom Sessel.

„Ich wußte es ja, daß ihr nicht so herzlos sein könnt. Bereite den Onkel vor, — in einer Woche komme ich zu euch, und dann feiern wir bald, wie es in der Bibel heißt, das Fest des verlorenen Sohnes."

Helene Kornelius sagte nur: „Ja, ja!"

In ihrem Kopf sauste und brauste es. Wie konnte nur eine junge Frauensperson so viel trinken, daß sie nicht mehr wußte, was sie pappelte!

Erst verlangte sie eine Schwester für Isabel, und jetzt regte sie sogar zu einem Fest für den verlorenen Sohn an!

Und das Tollste war, daß man Greta Potter äußerlich gar nicht anmerkte, wie betrunken sie war.

Gottlob, sie entfernte sich jetzt wenigstens! Ob man ihrem Mann mal einen gelegentlichen Wink gab? Eine Frau, die trank, war doch etwas Furchtbares!

Greta gesellte sich wieder zu den andern. Sie war sehr vergnügt. Wenn sie auch stark durch die Blume gesprochen hatte, so war sie von Tante Helene doch gut verstanden worden.

Sie nickte dem Bruder heimlich zu, und er deutete es so, daß die Aussichten für ihr Vorhaben sich gut anließen.

Er pirschte sich an ihre Seite.

„Die Geheimrätin hat sich natürlich erst ein bißchen gesperrt," raunte sie ihm zu, „ist aber dann doch auf meine geschickten Anspielungen eingegangen, und sie glaubt sicher, daß Onkel Herbert Alice vergeben wird."

„So weit kannst du schon bei diesem ersten Versuch, Greta?" staunte Lothar. „Alle Wetter, ich bewundere dich. Und Isabel behauptete, man dürfe vor ihrer Tante niemals von Alice reden, ohne daß sie vor Zorn darüber alles kaputtschlüge."

Greta lächelte überlegen.

„Derartige Dinge wollen eben klug behandelt werden. Vielleicht ist auch Isabel durch ein paar Mißerfolge mutlos geworden. Tante Helene wird, wenn ich in einer Woche nach dem Rotbuchhof komme, mit mir alles weiterbesprechen."

Ihr Bruder lächelte zufrieden.

„Wie glücklich wird Isabel sein, wenn sie in Kürze die wiedergefundene Schwester umarmen darf! Ich freue mich schon auf den Augenblick wie ein Kind auf das Christfest."

„Wir unterhalten uns später noch ausführlich darüber," sagte er hastig, weil ihn Isabel an ihre Seite rief.

Und eben beliebte es auch Oro, dem scherzhaften Spiel ein Ende zu machen.

Nach einem Stündchen kam auch Helene Kornelius wieder zum Vorschein.

Sie fragte Greta, ob sie auch ein wenig geschlafen hätte.

Greta verneinte.

„Ich kann am Tag nicht schlafen, Tante Helene."

(Fortsetzung folgt)

Spukgeschichte

Von Hans Bethge

Ich bin Privatdozent für deutsche Geschichte an der Universität X. Auf die Nachricht, daß auf dem alten Grafenschlosse Lormitz in der Altmark wertvolle Manuskripte aus dem 16. Jahrhundert verborgen liegen müßten, beschloß ich, nach Lormitz zu fahren, und richtete vorher an den Grafen Bernhard von Hagen in Lormitz die Anfrage, ob er mir erlauben wolle, in der Bibliothek seines Schlosses einige Tage zu arbeiten. Ich erhielt umgehend ein mit dem Siegel des Grafen versehenes Schreiben, in dem mir mitgeteilt wurde, Graf Bernhard sei zwar schwer erkrankt, doch sei es mir gern erlaubt, die Schloßbibliothek zu Arbeitszwecken zu benutzen. Am nächsten Morgen schon dampfte ich, ausgerüstet mit dem Empfehlungsbrief meines Hausarztes an einen seiner Jugendfreunde, einen Kaufmann namens Römer in Lormitz, nach der Altmark ab.

Das Städtchen erwies sich als ein stiller, altertümlicher Ort. An seinem Ende ragte das Schloß auf. Es lag am Ufer eines kleinen Flusses und war ein trotziger Bau aus gedunkeltem Sandstein, an einzelnen Stellen von Efeu umrankt. Hinter dem Bau dehnte sich ein weitläufiger Park mit riesigen alten Bäumen, und ein flüchtiger Blick in die Einsamkeit verriet, daß hier eine pflegende Hand nur selten waltete. Ich trat ein und wurde von einem Diener in das Zimmer des Schloßverwalters geführt. Ein älterer Mann von ruhigem Wesen trat mir entgegen. Ich erkundigte mich zuerst nach dem Befinden des Grafen, ein bedenkliches Wiegen des Kopfes war die Antwort. Darauf erhielt ich die Erlaubnis, die Räume der Bibliothek zu jeder Stunde des Tages zu besuchen. Als ich das Schloß wieder verließ, brach schon die Dämmerung herein, und die alten Mauern und ihre stillen Fenster spiegelten sich wie ein wehmütiges Träumen der Vergangenheit in dem träge dahinrinnenden Fluß.

Ich ließ mich nach der Wohnung des Herrn Römer weisen und lernte einen rüstigen Fünfziger kennen, der mich, nachdem ich ihm den Brief seines Freundes übergeben hatte, in der liebenswürdigsten Weise willkommen hieß. Ich fragte bald, was das mit dem Grafen Bernhard zu bedeuten habe, und welche Verhältnisse überhaupt auf dem Schlosse walteten.

Herr Römer stieß ein paar Rauchwolken vor sich in die gemütliche Dunkelheit und sagte: „Das ist ein böses Thema. Unser armes Schloß — es wird ja nun bald alles ein Ende haben."

„Wieso?" fragte ich.

„Der Graf macht es nicht mehr lange. Er ist der Letzte seines Stammes."

„Was für ein Mensch ist er?"

„Einer von den Schlimmsten. Er ist ein Mann, mit dem man die kleinen Kinder schrecken könnte. Jahrelang war unser Schloß nichts weiter als eine Sündenburg, mit Hallo und Hussa, in einem ewigen, wüsten Taumel. Dann ist er lange fort gewesen und hat sein Vermögen allmählich in Ostende und Nizza verspielt. Nach und nach ist seine Gesundheit in die Brüche gegangen, und nun haben wir ihn wieder hier, um ihn bei Gelegenheit in die Grube zu senken."

Herr Römer machte eine kleine Pause, strich die Asche seiner Zigarre ab und fuhr dann fort:

„Ich bin einmal in nähere Beziehungen zu seinem Leben getreten. Es gab in unserem Ort ein wunderhübsches Mädchen, die schöne Gustel wurde sie geheißen, armer Eltern Kind. Graf Bernhard, dem ihre Schönheit nicht verborgen blieb, wußte es einzurichten, daß sie eines Tages als Dienerin auf das Schloß kam. Es dauerte nicht lange, da war das Unglück hereingebrochen, und als er ihrer satt und müde war, wies er sie auf die Straße. Das väterliche Haus blieb der Aermsten verschlossen, aber auch die anderen Leute des Ortes riegelten die Türen vor dem Mädchen zu. Meine Frau und ich ärgerten uns über die Blödheit der Menschen, und da wir gerade ein paar Zimmer in unserem Hause, drüben auf der anderen Seite des Hausflurs, gut entbehren konnten, gaben wir sie ihr. Meine Frau wußte es einzurichten, daß die kränkliche Gustel allerlei Handarbeit zugewiesen bekam.

Dann gebar sie ein Kind und nannte den Jungen Liebetraut. Es war ein unseliges Wurm, hatte blöde Augen, und der Körper war mißgestaltet. Aber es blieb am Leben und wuchs heran, und als es ein kleiner Geselle von vier, fünf Jahren war, gab man ihm ein paar Krückstöcklein unter die Arme, mit denen es sich mühsam behalf. Die anderen Kinder mochten nichts wissen von der häßlichen Gestalt, sie hatten eine instinktive Angst davor. Aber an unserem Tiras, einem alten Neufundländer, hatte es einen treuen Kameraden und Beschützer. Der Hund ließ sich alles von dem Kleinen gefallen, und wenn sie sich beide zusammen auf der Straße zeigten, so wagte es kein vordreister Junge, den kleinen Krückenmann zu schmähen, was sonst nicht selten geschah. Eines Tages — es war mitten in der Sommerhitze — unternahmen die beiden Freunde einen weiteren Spaziergang vor die Tore der Stadt, dem Flusse zu. Draußen auf der Chaussee kam ihnen ein Reiter entgegen. Es war Graf Bernhard. Das Pferd des Grafen, so heißt es, scheute. Er vermochte nicht, es zu zügeln und zu verhindern, daß das Tier dem blassen Kinde, das nicht so schnell ausweichen konnte, einen Schlag mit dem Huf versetzte. Andere wollen es besser wissen und erzählen einander mit leiser Stimme, Graf Bernhard habe wohl gewußt, was er getan. Wie dem auch sei: der kleine Mann lag da, bewußtlos, mit blutendem Schädel, und die beiden Krücken lagen neben ihm. Tiras soll nach dem Geschehenen schäumend an dem Reiter emporgesprungen sein und ihm das Kleid zerfetzt haben, doch ohne ihn ernstlich zu verletzen. Der Hund hinkte und verkroch sich, als er in das Haus zurückkam. Sie konnte nicht reden, die arme Kreatur, aber es werden wohl die Peitschenhiebe des Grafen gewesen sein, in denen seine Schmerzen ihre Ursache hatten.

Der blutende Liebetraut wurde seiner Mutter bewußtlos ins Haus getragen. Er hat noch drei Wochen lang gelegen, dann tat er schweigend die müden Augen zu und rührte sich nicht mehr. Die Gustel warf sich über ihn und klagte laut. Es war rührend, zu hören, mit welch überschwenglichen Liebesworten sie den kleinen, häßlichen Balg, der ihr doch nur ein Schmerz gewesen war, überschüttete. Sie wollte ihn kaum hergeben, als man kam, ihn in die Grube zu legen. Und als sie dann allein war, wandelte sie im Hause umher wie ein lebloser Schatten. Langsam siechte sie dahin. Es war noch kein Jahr seit dem Tode des Kindes verstrichen, da gruben wir auch sie zur Seite des kleinen Liebetraut ein.

Morgen werde ich Ihnen ein Bild der schönen Gustel zeigen, aus der ersten Zeit, da sie bei uns wohnte, und Sie werden sehen, wieviel Lieblichkeit in diesen bleichen Zügen war. Mein Junge, der ein halber Maler ist, hat sie gemalt." —

Wie wandten unser Gespräch anderen Dingen zu. Als das Hausmädchen die Lampe brachte, stahlen sich hinter ihm die beiden jüngsten Kinder Herrn Römers ins Zimmer, ein etwa zwölfjähriges niedliches Fräulein, mit Namen Gertrud, und ein Junge, Fritz, von neun Jahren, der in Kürze in Pension gebracht werden sollte, um ein Gymnasium zu besuchen. Bald darauf kam auch Frau Römer zu uns. Sie lud uns zum Abendessen ein, und wir begaben uns kurz darauf gemeinsam in das Eßzimmer hinüber.

Nach Tisch blieb man noch gemütlich bei einer Tasse Tee versammelt, und bald kam die Stunde, da die Kinder sich zu Bett begeben mußten. Sie verabschiedeten sich, das Hausmädchen brachte die blonde Gertrud in ihr Zimmer, und der pausbäckige Fritz schritt mit einem Leuchter in den Hausflur hinaus, um sich in sein drüben gelegenes Schlafgemach zu verfügen. Einige Augenblicke blieben wir Erwachsenen allein, dann öffnete sich die zum Hausflur führende Tür, und der kleine Fritz stand totenbleich, zitternd und ohne ein Wort sprechen zu können, vor uns in dem Türrahmen. Frau Römer schrie auf, stürzte an die Tür und schlang beide Arme um ihr Kind. Auch Herr Römer hatte sich erhoben und war auf das äußerste bestürzt. Der Knabe wurde ins Licht, an den Tisch geführt; die Eltern liebkosten ihn und fragten, was geschehen sei. Fritzchen konnte noch immer nicht sprechen. Endlich rang es sich von seinen Lippen los: „In — meinem — Bett — — es — — liegt — — einer — — in meinem Bett!"

Damit schüttelte sich das Kind, und der Schrecken, den es erlebt hatte, schien von neuem vor das Geschöpfchen hinzutreten.

Wir sahen uns überrascht an. Der Vater fragte Fritz begütigend: „Im Deinem Bett, Kind? Du hast Dich sicher getäuscht. Das Licht hat geflackert, und Du hast nicht klar gesehen."

„Nein — nein, Papa — es liegt darin — es ist der kleine Liebetraut."

Der Vater zündete schweigend eine andere Lampe an und ging, um nachzusehen. Ich folgte ihm. Als wir in den Hausflur traten, gab es dicht vor uns einen markerschütternden